



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 55.

Wiesbaden, den 28. Mai 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Der Delfter Krug,“ von Ch. Niesel-Essenthin. — „Junge Liebe,“ von Isolda Kurz. — „Eduard Grünher,“ von G. Kolbmann. — „Bau-
offen von Kriegsschiffen,“ von W. Kraft. — „Petermann.“ — „Heitere Ede.“

Sum Geleite.

Es ist ein Grundzug in dem wahrhaft tugendhaften Charakter, schlechterdings an gar keine andere Macht in der Welt zu glauben, als an die des Guten.

Der Delfter Krug.

Erzählung von Ch. Niesel-Essenthin

Die alte Dame hielt den schönen Krug unschlüssig in ihren feinen zitternden Händen. „Nein“ sagte sie dann plötzlich, wie aus einem inneren Entschluß heraus, „nein!“

Der Händler machte ein verlegenes Gesicht. „Gnädige Frau, vielleicht überlegen Sie es sich noch, das Gebot macht Ihnen keiner zum zweiten Male. Und wenn ich nicht gerade einen Liebhaber an der Hand hätte, der gerade Delfter Krüge für jeden Preis . . .“

Die alte Dame staunte. Solche Dinge, wie Delfter Krüge jetzt — für jeden Preis . . . Also gab es Menschen, die selbst jetzt noch anderer Dinge dachten, als den Krieg, das Leid und das Sterben unserer kämpfenden Brüder. So etwas kaufen, für teures Geld von fremden Leuten, wie konnte man das nur! So einen Krug, der einem doch nichts sein und nichts sagen konnte. Nicht, was er ihr war, ihr sagte. Urdäter Hausrat, aus der Mutter Händen ihr überkommen, an einem Freudentage ihrer jungen Ehe. Sie besah ihn zärtlich und strich mit den Händen darüber. Das unbeschreiblich feine Blau, die lustige vielgestaltige Zeichnung! Sie hatte ihren Jungen immer so erfreut, wenn er ihn als Kind — unter Vaters Argusaugen — in die Hand nehmen durfte, um ihn zu betrachten. Ihr Blick liebte den Krug. Sie sah die stämmigen, braunen Jungenpfötchen ihn fest und ängstlich umschließen, sah seine feingliederig gewordene Jünglingshand mit Stolz danach greifen, ihn dem Freund vorzuweisen . . . Und: „Gott bewahre, ich verkaufe ihn nicht“, kam es als lautgedachter Schluß einer langen Gedankenreihe.

Der Händler gab es auf. Er war recht ärgerlich. Kam er da extra in dieses gottverlassene Städtchen gefahren um des Kruges willen, und nun ging ihm das Geschäft an der Nase vorbei. Ja, das war nie und nirgends so schwer als mit diesen alten Damen aus guten Familien. Das kannte er. Empfindsamkeiten waren einmal der größte Feind eines guten, schnellen Geschäftes. Und er ging.

Die alte Dame atmete erleichtert auf. Sie hätte wohl das Geld recht gut brauchen können in diesen teuren Zeiten. Aber man schlug sich lieber durch. Wer wird um irdisch Hab und Gut seinen größten Schatz schmälern — den der Erinnerungen? Sorgsam stellte sie den Krug zurück in den altmodischen Glasschrank, in dem ihre Schätze aufgebaut waren. Er stand wie ein König unter der Menge. Aber was bedeutete es ihr, daß er das einzige Stück unter all den Herrlichkeiten war, das „Handelswert“ besaß? Der kleine Kaufsüßespiegel dort war ebenso wertvoll — und die unbeholden, aber mit sicherem künstlerischen Instinkt gekneteten Tonlöwen. Sieh stand und sah . . . stand und sah . . . Und glänzend stiegen sie empor, all die goldenen Kleinodien, der Seele . . . Von welchem stolzen Glüd, von welcher reicher Hoffnung sprachen alle diese Dinge. Und wie voll von unauslöschlichem Weh war dieses letzte, auf das ihre Tränen flossen. Ein Büchlein mit einem Deckel aus Birkenrinde, wie es unsere Soldaten gefertigt haben, draußen im Ardonner Wald. Nur so viel feiner und schöner. Und innen auf der ersten Seite ein Gruß an sie von der Hand ihres Jungen, der nie mehr, nie mehr an sie schreiben würde . . .

In der Dämmerung hinein gelte die Klingel. Eine Männerstimme . . . der Postbote. Wie lange schien es her, seit sie ihm täglich mit Herzklopfen bis zur Treppe entgegengeeilt war, seit sein verheißungsvolles: „Aber heute, Frau Rätin!“ oder sein bedauerndes „Heute leider nichts“ ihr das wichtigste vom Tage gewesen war. Was konnte ihr jetzt noch von außen kommen!

Teilnahmslos öffnete sie den Brief — den einzigen, der gekommen war. Ein Aufforderung zu einer Spende — wie alle Tage jetzt. Für welchen Zweck denn heute? Ah, sehr schön! Sie sollten sich wirklich nützlich erweisen, diese guten, treuen vereinigen Freunde und Helfer. Wenn nur einer ihren Jungen gefunden hätte. Daß er nicht verblutet wäre und verschmachtet, daß er hätte gerettet dem

Leben bewahrt werden können! Aber so heiß hatte der Kampf getobt, und der Wunden waren so viele. Das Dicksicht war so zähe und trübig — und sie hatten ihn nicht gefunden.

Aber anderer Mütter Söhne würden sie finden, retten. Viele, viele müßte es geben. Wer doch hier spenden könnte, unbeschränkt spenden; darum konnte man die reichen Leute wahrlich beneiden.

In dieser Nacht hatte sie einen schweren Traum. Sie sah einen fahlen Mond in grauen windzerrissenen hastenden Wolken über einem fahlen, wüsten Felde. Ein Geräusch von Brand und Blut stand in der Luft, die schwül war von der erbarmungslosen Glut des Tages. Am den Rand des Himmels standen lohende Flammengarben, und von dort kam es herüber wie ein vergrollendes Gewitter, Blitz und Donner. Von allen Seiten klang es wie fernes und nahes Stöhnen.

Ihr Herz wollte stillstehen und die alten Füße zitterten. Aber es zog sie gewaltsam voran, einem sanft dahinwandelnden Schimmer nach. Ein großer Engel schritt über das Feld mit schönen trostreichen Augen und breitete seine Arme aus. Und wo er sich neigte, verstummte das Stöhnen.

Dort hatte ein wilder Rosenbusch alle Blüten und Blätter von sich gestreut. Das lag auf dem zerstampften Feld wie eine duftende Decke gebreitet, zum Ruhelager für den letzten langen Schlaf. Und der Engel trat hinzu und faltete liebevoll bleiche, steife Hände auf einer zerschossenen Brust. Jammernd hob sie ihre Arme zu dem Engel auf. Aber der schritt weiter, langsam, forschenden Auges. Und sie folgte ihm, obwohl ihre Füße sie nicht mehr tragen wollten. Der Mond verblich, von Osten kam der Morgenröte sanfter Glanz. Am Rande eines grünen Gehölzes sank sie zusammen. In den zarten Birkenzweigen wurde das liebliche Grün wach und das Morgenlied der Vögel. „Wie sie nur singen mochten,“ dachte sie. Da lebte ein Laut auf, der ihr das Herz erstarren machte. Wie lehtes, röchelndes Atmen. Auf den Knien drängte sie näher. . . . Unter den schirmenden Ästen einer Fichte leuchtete aus jungen Augen die letzte flehende Lebenssehnsucht hervor. Auf spröden, siebernden Lippen das eine Wort: Wasser! In das mütterliche Herz schlug gewaltig Weh und Mitleid. Es war nicht ihr Junge — aber er glich ihm, glich ihm so, wie ein Mutterherz dem andern gleicht, einer Mutter Schmerz dem andern!

Jetzt nur helfen können, helfen können! Rundum irrten ihre angstvollen Augen. Regte sich nichts auf diesem Felde des Todes als der Morgenwind? Kam kein Laut der Hoffnung hergeweht? Kein Fußtritt menschlicher Hilfe? Kein irdisch Hab und Gut,“ dachte sie, „sollte mir mehr teuer sein, täte jetzt der Herr ein Wunder. Käme jetzt ein Quell, aus dem ich Heil schöpfen könnte — einem nur — diesem einen! Und könnte ich nicht Genesung schöpfen, so wollte ich doch veratmende Lippen netzen, daß sie lächelten.“

Und wie sie gläubig um das Wunder rang — ward es zur Wahrheit. Ganz irdisch schien es; so natürlich kam es, wie alles Tiefsterschütternde des Lebens. Ein leichter, eilender Klang von vier Füßen — ein Schnobern — leises, freudiges Aufbellen. Und dann Männerstimmen. . . große durstende Züge eines Verschmachtenden und ein seliges Aufatmen. „Gott sei tausendmal gedankt,“ dachte sie noch, und ihr Herz ward leicht. Und dann kamen Schleierwolken, flatternde, schillernde. Wie Flügel gingen sie auf und ab, wie sehnüchtige Segel wanderten sie über das Blau. . .

„Für die Sanitätshunde“ ging von Ungenannt ein hübscher Betrag ein. Der Delfter Krug ist aus dem Glaschrank unserer alten Freundin verschwunden. Er steht jetzt auf dem Bord eines sehr stilvollen Speisezimmers. Aber er erzählt nichts. Getränkt steht er unter einer Schar ebenso prächtiger Krüge, und sein schöner Stolz, das beste Stück zu sein, ist vernichtet; nein, er erzählt nichts.

Aber es würde ihm auch niemand zuhören.

Wer fragte hier nach den Geschichten seiner Jugend? Wer wußte von dem verschmachtenden Helden im Argonner Wald? Aber es wäre doch gut, wenn er reden wollte! Zum Beispiel davon, wie er hierher gekommen war! Sie sollten alle stille hören und lauschen! Wenn er nur reden wollte!



Junge Liebe

Von Jsolde Kurz.

Sang und Klang und Gebräus:
Takt von stampfenden Füßen!
Heute rücken sie aus,
Darf ihn noch grüßen.

Rosen auf Helm und Brust!
Ich zog sie in Scherben.
Im Aug die flammende Lust
Zu siegen, zu sterben.

Ein Wink noch und: Bleibe mir gut!
Hand in Hand noch gewunden,
Schon entreißt ihn die Glut,
Er ist verschwunden.

Für Deutschland griff er zur Wehr,
Daß Gott ihn schütze!
Mir lasten die Stunden so schwer,
Was bin ich nütze?

Nur eins an der Taten statt,
Es adelt mein Leben:
Was die Erde Süßestes hat,
Durst' ich ihm geben.

Lippen so jung und frisch,
Sollt euch keinem mehr schenken.
Noch im Granatengezisch
Wird er's gedenken.

Deß getröstet mich lang,
Wissende Sterne.
Der Marschgesang
Verhallt in der Ferne



Eduard Grützner.

Zu seinem 70. Geburtstag von G. Koldeman z.

Man kann wohl sagen, daß der Münchener Genre-maler Professor Eduard Grützner einer der vollstimmlichsten deutschen Meister des Pinsels geworden ist. Er vollendete am 26. Mai sein 70. Lebensjahr und ist mit dem 81-jährigen Franz v. Desregger zusammen der letzte Vertreter jener Münchener Künstlergruppe, die aus dem Atelier Pilotys entsprossen, eine neue Blütezeit der Genremalerei entfaltete. Noch rüstig schaffend läßt er in seinen Schöpfungen noch keinen Hauch des Alters verspüren, unberührt vom ewigen Wechsel der Kunstmoden ist seine Kunst auf gleicher Höhe geblieben. Dieser Genremaler hat in seinen zahllosen Bildern von Klerikern, Jägern, Bauern und frohen Zechern mit der sicheren Hand des Menschenkenners und lebenswürdigen Beobachters physiognomische Charakterbilder geschaffen, die das Werk eines echten Humoristen sind. Die heute verloren gegangene Kunst, Figuren und Gruppen im Raum zu einheitlicher geschlossener Bildwirkung zu komponieren, betätigt Grützner in hohem Maße, und die rein malerische Qualität seiner Bilder ist im Ge-

genstz zu anderen Genremalern hervorragend. Die von der Außenwelt in seine Innenräume fallenden Lichter behandelt er im Spiel von Hell und Dunkel mit großer Feinheit und eine starke Neigung zum Stilleben, die ihn befeelt, läßt ihn seine malerischen Keller, Küchen und andere Räume der alten Klöster mit köstlichen Einzelheiten erfüllen. Seine Prälaten, Mönche und Nonnen hat er in den Klöstern Oberbayerns und Tirols abkonterfeilt. Sein schalkhafter Humor wurde in diesen Darstellungen aus der Klerisei nie verlegend; die Grenze zur Karikatur und zum Spottbild hat Grünher niemals überschritten.

Grünher wurde am 26. Mai 1846 als Sohn eines Bauern zu Großkarlowitz in Schlesien geboren. Als Knabe hat er das Vieh seines Vaters gehütet. Als Achtzehnjähriger zog er im Herbst 1864 mit einem Taler in der Tasche in München ein, wo sich ein Baumeister für ihn interessierte. Erst 1867 gelang es Grünher in der Piloty-Schule einen Platz zu erringen. Der Künstler hat selbst sehr launig erzählt, wie er über Pilotys Historienmalerei zur Genremalerei kam. Piloty hatte ihm im Sommer 1868 ein Motiv aus der englischen Geschichte zur Ausführung bestimmt: „König Heinrich II., der sich am Sarkophag des Thomas Becket geißeln läßt. Der König, halb entblößt am Grabstein des durch ihn ermordeten Bischofs knieend, umgeben von den hohen Geistlichen und Mönchen, von denen einige die Stricke schwingen; im Hintergrund der Krypta die ob dieser Erniedrigung unzufriedenen Höflinge.“ Zu diesem Bilde ernannte Grünher nach Anleitung Pilotys Naturstudien in Kellern und unterirdischen Gewölben machen und auch Klöster besuchen, um deren Einrichtungen zu studieren und die Charakterköpfe der Mönche zu zeichnen. Grünher kam zu der Figur des sich so tief demütigenden Königs nicht zu Stande, und als Piloty für einige Wochen in ein Bad fuhr, mahnte er den Schüler beim Abschied: „Bis ich zurückkomme, haben Sie hoffentlich die Geißelung fertig.“ Der Schüler war aber klug genug, daß angefangene Bild in die Ecke zu stellen und eine neue Leinwand auf die Staffelei zu stellen. Er ließ den König Heinrich ganz aus dem Spiel und benutzte die für die Geißelung gemachten Studien von Klöstern, unterirdischen Gewölben, Klosterkellern und Mönchen für sein erstes Mönchsbild „Im Kellerkeller“. Der Kellermeister liegt voll des süßen Weines schlafend neben dem Fasse und ein mißgünstiger Mitbruder führt den Prior in den Keller und zeigt ihm den sündigen trunkenen Mönch. Als Piloty von der Reise zurückkehrte, sagte er, in das Atelier eintretend, „ob Ihr König Heinrich II. endlich fertig gezeichnet ist?“ und war sehr erstaunt, statt des großen Heinrich das kleine Kellerbild auf der Staffelei zu finden. Er betrachtete es lange, gab dem Schüler die Hand und sagte: „Brav, recht brav, gratuliere! Malen Sie jetzt, was Sie wollen, Sie können in dem Geleise fortfahren — aber dazwischen malen Sie mir auch häßlich andere Sachen.“ Grünher hat diesen Rat befolgt und fuhr in diesem Geleise fort. Er unterbrach den Weg nur, wenn ihm ein anderer Vorwurf reizte, doch den Mönchen und Klosterbrüdern blieb er treu. Das „Kellerbild“ wurde verkauft, ein Werk aus dem gleichen Milieu wurde vom Kunstverein gekauft. Der Bann war gebrochen, die Käufer kamen in das Atelier und holten die Bilder von der Staffelei. Einige Jahre blieb Grünher noch auf der Akademie, dann wurde er selbständiger Maler. Ein Engländer bestellte 1869 nach Shakespeares „Heinrich IV.“ eine „Rekrutenmusterung durch Falstaff“ und eine Szene aus „Joanhoe“. Den trinkfesten Ritter John hat Grünher dann noch oft in zahlreichen Bildern verewigt. Seinen Zyklus von sieben Falstaff-Kartons besitzt das Schlesische Museum in Breslau. 1875 malte er da große Bild „Gebetleuten im Klosterbraustübchen“, das durch das einstige Franziskanerbraustübchen in München angeregt wurde. In der „Brantweinchenke“ von 1883 zeigt er in realistischer Schilderung schiffbrüchige Existenzen, die der Gusef in andere Welten entführt. 1884 kaufte die Münchener Pinakothek sein Bild „Der schlesische Jecher und Satan“. In der Dresdener Gemäldegalerie hängt die „Klosterbibliothek“, im Leipziger Museum „Eustige Lektüre“ und im Städtischen Museum zu Frankfurt a. M. das „Konzert“.

Der Künstler wohnt im Herbst und Winter in seinem prächtigen Hause an der Ecke der Gasteiganlagen in München im Genuß seiner erlesenen Kunstsammlungen. Gotische Möbel, uralte Geräte und Schätze ostasiatischer Kunst füllen die Räume dieses gastfreien Künstlerheims. Den Sommer verlebt Grünher in seinem Tiroler Landstz bei Jenbach.



Baukosten von Kriegsschiffen.

Von Dipl.-Ing. B. Kraft.

Die Frage nach den Kosten eines Kriegsschiffs steht in enger Beziehung zum Stande der Industrie des betreffenden Landes, der in den Materialpreisen, den Lohnverhältnissen, der Betriebsorganisation und anderem zum Ausdruck kommt. Man wird daher, selbst wenn es sich um Schiffe gleicher Art handelt, je nach dem Erzeugungsort mit verschiedenen Preisen zu rechnen haben. Auch die verschiedene Art der Kostenaufstellung muß beim Vergleich der Neubaukosten Berücksichtigung finden. So ist es in einzelnen Marinen, wie z. B. in der deutschen, üblich, die Kosten für Probefahrten und Versuche mit auf die Neubaukosten zu schlagen, während dies anderwärts nicht geschieht. Ebenso gibt es Unterschiede bei der Berechnung der Munitionsvorräte; vielfach wird bei der Aufstellung der Kosten der volle Munitionsvorrat in Rechnung gestellt, vielfach aber auch nur ein Teil. Sehen wir den Fall, es handle sich um Inbaugabe eines ganz neuen Schiffstyps, bei dem beispielsweise ein neues schweres Geschütz oder eine neuartige Maschinenanlage Verwendung findet, so leuchtet ein, daß die notwendigen umfangreichen Erprobungen, die unter Umständen viele Millionen kosten, zu recht erheblichen Unterschieden in der Baukosten führen können. Auch deshalb ist man, ganz abgesehen von den rein wirtschaftlichen Momenten, genötigt, bei der Betrachtung der Baukosten nach Erzeugungsländern zu unterscheiden.

Da im allgemeinen bei Schiffen gleicher Art die Gesamtkosten mit der Größe wachsen, bezieht man sie, um einen Einheitsmaßstab zu schaffen, zweckmäßig auf eine Gewichtseinheit von 1 Tonne. Danach ergeben sich bei den vier größten Seemächten als Durchschnittskosten eines neueren Linienschiffs mit voller Bewaffnung und Ausrüstung etwa die folgenden Zahlen:

Deutschland	2000—2100	Mark für 1 Tonne
England	2050—2150	„ 1 „
Frankreich	2200—2300	„ 1 „
Vereinigte Staaten	2300—2400	„ 1 „

Die unteren Grenzen der angegebenen Werte gelten zumeist für die neuesten Typen. Es hat sich nämlich die bemerkenswerte Tatsache herausgestellt, daß trotz Steigerung des Kampfwerts der Schiffe und trotz Erhöhung der allgemeinen Lohnkosten innerhalb gewisser Grenzen ein Rückgang der Einheitskosten zu verzeichnen ist, der seine Ursache einerseits in der Verbilligung der Rohstoffe, andererseits in der Verbesserung der Konstruktionen und der Betriebsmethoden hat.

Von Interesse bei der Betrachtung dieser Zahlen, die in charakteristischer Weise den Stand der technischen Entwicklung widerspiegeln, ist ein Vergleich der deutschen und der englischen Preise. Er zeigt, daß der Vorprung, den die englische Schiffbau-Industrie bezüglich der Erzeugungskosten früher besaß, heute längst erreicht, ja teilweise überholt ist. Die Gründe hierfür sind im wesentlichen in der Verbesserung der deutschen Arbeitsmethoden zu suchen.

Aus den Zahlen ergibt sich, daß der Gesamtpreis eines modernen Linienschiffs von rund 25 000 Tonnen zwischen 50 und 60 Millionen Mark liegt.

Die Kosten der Schlachtkreuzer weichen, trotzdem bei ihnen das Gewicht des Panzers ebenso wie das Gewicht der schweren Bewaffnung vermindert ist, von den Einheitspreisen der Linienschiffe nur wenig ab. Der Grund dafür liegt in den größeren Kosten der weitaus härteren Maschinenanlage. Ihr Preis steigt jedoch keineswegs im Verhältnis zur Leistung. Im Gegenteil ist bei den Maschinenanlagen der Einheitspreis (bezogen auf 1 PS.) mit der Steigerung der Leistung dauernd gefallen. Er beträgt bei modernen Turbinenanlagen etwa 60—70 Prozent des Preises von Kolbenmaschinenanlagen. Der Einheitspreis moderner Schlachtkreuzer liegt heute etwa zwischen 1800 und 1900 Mark für je 1 Tonne Schiffsgewicht. Ein Schlachtkreuzer von 27 000 Tonnen kostet demnach mit rund 50 Millionen annähernd ebensoviel wie ein 25 000-Tonnen-Linienschiff.

Während bei schwergewanderten Schiffen, bei denen der Anteil des Schiffskörpergewichts am Gesamtgewicht groß ist, die

produktiven Löhne den Materialkosten gegenüber zurücktreten, ist bei leichten und schnellen Schiffen gerade das Umgekehrte der Fall. Das läßt sich bei den Preisen der kleinen Kreuzer, der Torpedoboote und Unterseeboote Schritt für Schritt verfolgen. Hier steht der Wert des Schiffes im wesentlichen in der Maschinenanlage. Je leistungsfähiger sie bei möglichst beschränktem Gewicht ist, um so hochwertiger, d. h. um so teurer ist sie. Einige Vergleichszahlen erläutern das sehr drastisch. Während bei einem Linienkissenbau die Kosten des Schiffskörpers einschließlich der Panzerung und der Maschinenanlage $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ der gesamten Baukosten in Anspruch nehmen und der Rest auf die Bewaffnung entfällt, steigen die Kosten für den Schiffskörper mit Maschine beim Schlachtkreuzer bereits auf annähernd $\frac{3}{4}$ der Gesamtkosten und beim kleinen Kreuzer auf etwa $\frac{1}{2}$. Der Einheitspreis liegt diesen Verhältnissen entsprechend bei kleinen Kreuzern zwischen 2000 bis 2300 Mark für je 1 Tonne Schiffsgewicht, so daß ein schneller 5000-Tonnen-Kreuzer etwa 10—12 000 000 Mark kostet. Beim Torpedoboot steigt der Preis, je nach der Geschwindigkeit und Größe, bereits auf 3200 bis 3700 Mark für 1 Tonne, so daß der Gesamtpreis innerhalb recht weiter Grenzen schwankt. Der Mindestpreis beträgt bei einem Torpedoboot von 600 Tonnen etwa 2 Millionen und steigt bei einem Boot von 1000 Tonnen bis auf etwa 3½ Millionen.

Bei den Unterseebooten tritt der Qualitätsfaktor des Materials noch stärker in den Vordergrund, weil hier, abgesehen von den hochwertigen Dieselmotoren für Ueberwasserfahrt, eine selbständige elektrische Anlage für Unterwasserfahrt vorzuleben ist. Einheitspreise für Unterseeboote sind bisher nicht bekannt geworden. Sie dürften mit Rücksicht auf die recht verschiedene Größe und Geschwindigkeit der Boote ebenso wie die Torpedobootepreise innerhalb weiter Grenzen schwanken. Die Gesamtkosten der größten und schnellsten bisher gebauten Boote von rund 800 Tonnen werden etwa zwischen 3 und 3½ Millionen liegen.

Wie sehr die Schiffskosten von der jeweiligen wirtschaftlichen Lage abhängen, sehen besonders deutlich die für die neuesten Kriegsschiffbauten der amerikanischen Marine in den Etat eingesehten Preise. Während die zuletzt vergebenen Linien-schiffe etwa 70 Millionen Mark kosteten, soll der Preis der Neubauten mit rund 80 Millionen angesetzt sein. Eine noch stärkere Preiserhöhung zeigt sich bei den Torpedoboots-Neubauten, die statt 4 nahezu 6 Millionen kosten sollen. Amerika spürt auf diese Weise die Folgen der durch seine einseitige Politik hervorgerufenen Disjunktion seiner Kriegsindustrie recht schmerzhaft am eigenen Leibe.

Angaben über die Bauzeiten von Kriegsschiffen lassen sich bezeichnenderweise nur im Rahmen normaler Friedensverhältnisse machen. Ein einheitlicher Vergleichsmaßstab läßt sich hier noch weniger als bei der Betrachtung der Schiffskosten aufstellen, und zwar deswegen, weil die tatsächlich erforderlichen Bauzeiten schwer festzustellen sind und selten bekannt werden.

Die gezielten Bauzeiten, gerechnet vom Termin der Bewilligung an, betragen bei Linien Schiffen und großen Kreuzern heute im Durchschnitt 3—4 Jahre. Die niedrigsten Bauzeiten weisen die deutsche und die englische Marine mit etwa 3 Jahren auf. Bei kleinen Kreuzern beträgt die gezielte Bauzeit im Mittel 2 bis 2½ Jahre. Auch hier kann die deutsche Marine mit den niedrigsten Werten rechnen. Die Bauzeiten der Torpedo- und der Unterseeboote sind naturgemäß an sich niedriger; sie schwanken jedoch entsprechend der verschiedenen Größe und Geschwindigkeit innerhalb weiterer Grenzen als die Bauzeiten größerer Schiffe. Im Durchschnitt beträgt die gezielte Bauzeit zwischen 1 und 2 Jahren, wobei wieder der unterste Wert für deutsche Verhältnisse gilt. Zu berücksichtigen ist hier jedoch, daß die Zeitangaben sich nicht auf den Bau eines einzelnen Schiffes beziehen, sondern im allgemeinen für eine ganze Reihe gleicher Art gelten, die in kurzen Zwischenräumen dem zuerst fertiggestellten Boote folgen. Allgemein läßt sich sagen, daß die deutsche Kriegsschiffbau-Industrie heute einen Hochstand erreicht hat, der sie an Leistungsfähigkeit der keines anderen Landes nachsteht. Diese Tatsache kommt sowohl in der Höhe der Erzeugungskosten als auch in der erforderlichen Bauzeit zum überzeugenden Ausdruck.



Petermann.

Was ein Vessmiff ist, das wußte vor dem Kriege die Mehrzahl nicht. Da nun mit den Fremdwörtern hübsch aufgeräumt wurde, schälte sich aus dieser laubere Vogel aus seiner fremden Haut und wurde zum ganz gewöhnlichen Niesmacher. Natürlich

ist das immer ein Mensch, der sich überall aröhter Beliebtheit erfreut, nach seiner eigenen Meinung nämlich; und auch überall gehört werden muß, auch nach seiner eigenen Meinung nämlich. Ein solcher lieber Mensch war Petermann. Josef Zacharias Petermann aus Hier. Von vornherein sei festgestellt, daß er sich für einen überaus scharsinnigen Menschen hielt, dem man kein X für ein U vormachen und der mit klarem Sinne lesen konnte, was in der Zeitung zwischen den Zeilen stand. Da nun leider Gottes seine Mitmenschen nicht alle auf der gleichen hohen Stufe standen, war Petermann bestrebt, sie aufzuklären, aber wo er aufzuklären begann, da wurde es bald düster. Er malte Grau in Grau! Und als die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen nicht den von ihm angekündigten katastrophalen Verlauf nahmen und er für seine Weisheit am Stammtisch keine Gläubigen mehr fand, stellte er die Behauptung auf, daß uns eben von oben herab das Schlimme stets verheimlicht würde. Dieser Verheimlichung aber mußte er, Petermann, ein Ende machen. Das war er sich selbst und seinem Stammtisch schuldig. Kurzer Hand reiste er ins Ausland. Da Josef Zacharias Petermann nur des Deutschen kundig war, blieb ihm nichts anderes übrig, als in der deutschen Schweiz seine Nachprüfungen anzustellen. Die schöne Seestadt Zürich war es, in der er der Wahrheit auf den Grund zu kommen suchte. In den Kaffeehäusern, im Besesszimmer des Gasthofs durchschweifelte er die Zeitungen gleich einem Zeitungsmarder, die deutschen im Text, die fremdsprachigen im Bilderteil. Er forschte überall, bei Kellner, Wirt und Abköllfron, beim Vader und beim Tramabahnkassner und mußte bald erkennen, daß da nichts zu holen war. Er hörte immer das Gleiche: Die Ditsche g'winne, so him Eid! Und glaubte ihnen nicht. Die Leute erschienen ihm nicht zuverlässig, die sahen all in ihm den Deutschen, auf dessen Geld sie spitzten und ihn deshalb mit Unwahrheiten füttern wollten. Das Zürich, das war offenbar eine Stadt, worin der deutsche Tagesbericht an erster Stelle als zuverlässig galt. Er mußte eine andere Quelle suchen. Und reiste nach dem Berner Oberland, wo deutsch und französisch Sprechende nebeneinander wohnten. Dort war es, wo er endlich die Wahrheit sagen hörte! Vor einem kleinen Bauernhause stand ein alter Bauer, den forschte er nach allen Richtungen hin aus. Der biedere Landbewohner brauchte lange, bis er begriff, was für eine „Wahrheit“ Petermann von ihm hören wollte. „Wahrheit über d'ä Chriag“ wenn er höre und d'omed us Ditschland, wo d' Wahrheit no da'heime isch, zu lis?! Ihr müand 's mir niss verüble, er sind ä groß Rameel! Und säb isch d' Wahrheit, glaubet's woll!“ Josef Zacharias Petermann war starr. Das ging ihm übers Vohnenlied. Um das zu hören, mußte er die große Reise unternehmen?! Und das Feinlichste an der Sache, daß er die Wahrheit wohl vernommen hatte, sie zu Hause aber nicht berichten konnte! Als großer Schweizer lehrte Petermann beim. Die Stammtischrunde erfuhr von ihm kein Wort von dem, was er erlebt, und in die Schweiz hinein, da geht er nimmer, wenigstens nicht, um die „Wahrheit“ zu vernehmen.



Heitere Ecke.

Als Cleveland auf einer Wahlreise war, kam er in ein Landstädtchen und ging in ein Hotel, um zu speisen. Der Kellner, ein Neger, reichte ihm die Speisefarte. Aber Cleveland, der von den Anstrengungen des Tages ermüdet war, schob sie beiseite und sagte: „Nun, George, damit will ich mich nicht abmühen. Nehmen Sie sie fort, und gehen Sie hin und besorgen Sie mir ein nettes Mittagessen. Bringen Sie mir was zu essen. Weiter verlange ich nichts. Das Beste, was Sie haben.“ Der Kellner brachte das Essen, und Cleveland verzehrte es. Als er das Lokal verlassen wollte, sprach der Kellner: „Mister Cleveland, wenn welche von Ihren Freunden, die auch nicht lesen können, mal hier entlang kommen, dann schicken Sie sie nur zu George, und ich werde schon für sie sorgen.“

Der Maurervollier schauzte den Maurer an, daß er seine Rolle nicht ganz voll gepackt habe. Die Rolle, sagte er, halte so und so viele Ziegel, und der Steinträger müsse jedesmal eine voll gepackte Rolle die Leiter hinauftragen. Eines Morgens ging der Ziegelvorrat aus, und unser Maurer fand, nachdem er alle herumliegenden Ziegel gesammelt hatte, daß ihm noch einige an der richtigen Zahl fehlten. Er rief einen am flinksten Stodwerk arbeitenden Maurer an. — „Was willst du?“ fragte der zurück. — „Wirf mir einen Backstein runter.“ rief der Steinträger, „um meine Tracht voll zu machen.“